

Illustrirte Frauen-Zeitung

Hest 12.

Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2 $\frac{1}{2}$ M.

Berlin und Wien, 15. Juni 1896.

Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4 $\frac{1}{2}$ M.

XXIII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Geld!

Novelle von Paul Schellhas in Steinau a. O.

(Schluß.)

Wie irren, Herr College, wenn Sie glauben, daß ich überflüssige Mittel besitze," entgegnete der Geheimrath Wörlein. "Das ist keineswegs der Fall. Selbst wenn ich mich an dem gewiß hochbedeutenden Unternehmen betheiligen wollte, so könnte ich das schon aus diesem Grunde nicht."

"Ach was, bei Ihrem Vermögen!"

"Sie sind in der That im Irrthum," entgegnete Professor Wörlein. "Ich bin nicht wohlhabend. Ich —" Er zögerte ein wenig und fuhr dann entschieden fort: "Ja, warum soll ich ein Geheimniß daraus machen? — ich war es bis vor einem Jahre. Das Bankhaus von Hübler & Co. in St. gerieth damals in Concurß; ich war so unvorsichtig, ihm beträchtliche Kapitalien anzuvertrauen. Dazu kamen noch andere Verluste. Kurz und gut: Ich habe in der That kein Vermögen mehr und

brauche es ja auch, Gott sei Dank, nicht. Auf mich können Sie also nicht rechnen."

Ein jäher Miston unterbrach plötzlich die emporstürmenden Accorde, mit denen das Finale der Cismoll-Sonate beginnt. Der Assessor hatte sehlgegriffen und verlor gleich darauf ganz das Zusammenspiel.

Ella brach ab.

"Was hast Du, Erich?" fragte sie. "Wir sind ganz aus dem Takt!"

Sie begannen den Theil von vorn.

Aber der Assessor war zerstreut und unsicher. Er verlor noch wiederholt den Faden. Er spielte mechanisch und ausdruckslos und eilte zum Schluß.

Als die Sonate beendet war, stand er auf.

"Ich bin heute indisponirt," sagte er, und seine Stimme hatte einen veränderten Klang.

"Du bist blaß, Erich," entgegnete Ella besorgt. "Ist Dir nicht wohl?"

"Ich habe etwas Kopfschmerzen, vielleicht von der Bowle gestern Abend", — er lächelte gezwungen, — "das hat aber nichts zu sagen."

Aus dem Nebenzimmer tönnten die lauten Klagen des Professor Müller über die Gleichgültigkeit, die selbst

in akademischen Kreisen herrsche, sobald die Sache Geld kosten sollte. Jetzt bemerkten die Herren, daß das Klavier-spiel verstummt war. Dr. Hartmann klatschte höflich Beifall, obgleich er ebenso wenig zugehört hatte, wie die anderen, und überdies gänzlich unmusikalisch war.

"Wollen Sie uns den musikalischen Genuß nicht weiter gewähren?" fragte er, als die Verlobten in das Zimmer traten.

"Erich hat Kopfschmerzen," sagte Ella.

"O, o!" machte der Geheimrath, "Kopfschmerzen? Ja, Sie sehen blaß aus. Trinken Sie ein Glas Wein, das wird Ihnen gut thun!"

Der Assessor dankte, indessen vergeblich. Trotz seiner Versicherungen, daß es davon nur schlimmer würde, wurde der Wein gebracht, ein schwerer alter Portwein, und er mußte wohl oder übel trinken. Er goß hastig ein Glas hinunter.

"Dieses leidige Geld!" begann Professor Müller wieder seine Klagen, "dieses verwünschte, elende Metall! Es bildet doch überall ein Hinderniß, wenn es sich um ideale Dinge handelt. Es giebt keinen Idealismus in dieser heutigen Welt, keine Selbstlosigkeit! Alles Materialismus!"



In der Sänfte.

Zeichnung von Hugo Ungewitter in Düsseldorf.
Siehe Seite 95.

„Erlauben Sie, Herr College,“ protestirte Geheimrath Wörlein, „keine Zeit hat doch wohl so großartige Mittel für wissenschaftliche Zwecke aufgebracht, wie unsere!“

„Diese Aufwendungen für ideale Zwecke,“ beharrte Professor Müller, „sind naturgemäß gewachsen mit dem wachsenden Wohlstande der Völker überhaupt, mit der Zunahme der materiellen Kultur; aber procentual, meine Herren, procentual zu dem Gesamtaufwand haben sie gegen frühere Zeiten abgenommen, das behaupte ich! Diese Aufwendungen sind Lappalien gegen das, was für andere unnütze Dinge verschwendet wird. Da gehen Sie 'mal hinaus nach B., wenn Pferderennen sind, und sehen Sie, was da für Summen umgesetzt werden! Fragen Sie 'mal, was für Summen fortgeworfen werden an Sängern und Schauspieler, erkundigen Sie sich 'mal bei unserem Hoftheater-Intendanten! Sie werden staunen; diese Leute bekommen mehr als drei Professoren zusammen.“

„Von den Privatdocenten ganz zu schweigen!“ setzte Dr. Hartmann sehr ironisch hinzu.

„Und selbst Specialitäten, Seiltänzer und dergleichen fahrendes Volk, ja, die sollen vielfach sogar noch besser bezahlt werden, als Sänger und Schauspieler! Für allerlei leichtes Vergnügen ist Geld da —“

„Rechnen Sie die Kunst auch dazu?“ warf der Privatdocent ein.

„Aber für ideale Zwecke nicht! Wie gesagt, ein roher Materialismus herrscht überall; alles jagt und rennt nach Geld!“

„So schlimm ist es denn doch nicht,“ nahm der Geheimrath wieder das Wort, „und so schlecht, wie Sie, denke ich nicht von unserer Zeit. Nein, nein, die Ideale haben noch ihre Geltung, wie es von jeher gewesen ist. Sie wollen das nur nicht sehen. Noch regieren auch andere Mächte, z. B. die Liebe! Profit, lieber Schwiegersohn! Habe ich nicht Recht?“

Der Assessor lächelte gezwungen. Professor Müller knurrte etwas Unverständliches. Er war Junggeselle.

„Es leben der Idealismus und die Liebe!“ rief der Geheimrath.

Die Herren füllten ihre Gläser und stießen mit dem Assessor an. Mechanisch hielt dieser sein Glas hin. Seine Hand zitterte leicht. Er war bleich, aber er lächelte. Als sein Glas mit dem seiner Braut zusammenstieß, sah ihn diese mit einem Blick an, in dem eine unbestimmte Angst lag.

„Erich, Dir ist nicht wohl,“ sagte sie leise. „Du thust Dir Zwang an, ich sehe es.“

Er athmete tief auf.

„Ja, es ist wahr, mir ist nicht wohl! Ich glaube, ich muß einige Stunden ruhen. Du nimmst es mir nicht übel, Ella, ich kann heute Abend nicht bleiben. Es wird ja bald vorübergehen.“ — „Ich muß bitten, mich heute zu entschuldigen,“ wandte er sich, indem er aufstand, an den Geheimrath. „Meine Kopfschmerzen sind zu heftig geworden; ich kenne das, es wird nur besser, wenn ich mich einige Stunden niederlege. Morgen ist alles vorüber. So leid es mir thut, ich bin nicht im Stande, länger zu bleiben.“

Der Geheimrath wollte nichts davon wissen. Erich sollte sich in seinem, des Geheimraths, Studirzimmer auf das Sopha legen, er sollte alle Bequemlichkeiten haben; der Geheimrath wollte ihm etwas aus der Apotheke holen lassen. Aber der Assessor lehnte dankend ab. Es wäre das Beste, wenn er gleich nach Hause ginge, da er doch den Abend über zu Hause bleiben müsse.

Er ging. Als er Ella die Hand zum Abschied reichte, hielt sie ihn noch einmal mit beiden Händen fest, wie wenn sie ihn nicht von sich lassen wollte. Der Assessor schien wie von einem dumpfen Druck befangen und eilte, den Abschied abzukürzen.

„Werde nur um Gotteswillen nicht krank, Erich! Morgen kommst Du gleich wieder zu uns, sobald Du Zeit hast, nicht wahr?“ fragte Ella.

„Gewiß, ich komme!“

„Damit ich sehe, daß Du wieder ganz wohl bist. Und nun gute Besserung!“

Die anderen Gäste entfernten sich auch bald.

Auf der Treppe noch setzte Professor Müller den angefangenen Streit über den Mangel an idealem Sinn in unserer Zeit fort.

„Und ich bleibe dabei, daß die idealen Zwecke heutzutage zu kurz kommen! Alles rennt nach Geld! Sie kennen die Welt nicht, Herr Geheimrath!“

Als die Gäste gegangen waren, fiel Ella ihrem Vater plötzlich um den Hals und brach in ein leidenschaftliches Weinen aus.

„Um Gotteswillen, Ella, was ist Dir?“ fragte der Geheimrath bestürzt.

„Lieber Papa, es ist ja nichts,“ stammelte sie. „Ich

habe solche Angst um Erich; ich fürchte mich, ich weiß nicht wovor! Wenn Erich nun krank wird!“

Der Geheimrath saß tags darauf am frühen Vormittag in seinem Studirzimmer und arbeitete. — Ella war auf nothwendige Besorgungen ausgegangen, — als man ihm den Assessor meldete.

„Das ist recht!“ rief der Geheimrath erfreut, ihm entgegengehend. „Sie wollen uns gleich von Ihrem Wohlbefinden überzeugen. Ella hat sich in der That geängstigt.“

Der Assessor verbeugte sich. Sein Aeußeres sprach nicht gerade für sein Wohlbefinden. Er sah übermäßig aus, wie jemand, der eine durchschwärmte oder jedenfalls durchwachte Nacht hinter sich hat. Aber er versicherte, daß er sich wieder ganz wohl fühle.

„Ella ist leider nicht hier,“ fuhr der Geheimrath fort, „sie kann vor einer Stunde kaum zurück sein.“

Der Assessor zog mit nervöser Hast seine Handschuhe aus.

„Ich bitte um Entschuldigung, daß ich so früh komme,“ begann er. „Es ist mir — gewissermaßen — lieb, daß Ihr Fräulein Tochter, — daß Ella gerade nicht hier ist, denn, Herr Geheimrath, ich wollte Sie gern allein sprechen.“

Der Geheimrath nöthigte ihn zum Sitzen, ein wenig verwundert.

„Ich stehe zu Diensten,“ sagte er.

„Herr Geheimrath,“ fuhr der Assessor fort, „es ist ein höchst peinlicher Gegenstand, den ich besprechen muß. Aber ich kann es nicht vermeiden, und ich bitte, mich nicht mißzuverstehen. Als ich die Ehre hatte, um die Hand Ihres Fräulein Tochter anzuhalten, da habe ich eine Frage nicht zu thun gewagt, die indessen von der größten Wichtigkeit ist. Denn es handelt sich um meine Zukunft und um die Ihres Fräulein Tochter.“

Der Geheimrath beugte sich vor und sah sein Gegenüber erwartungsvoll an.

„Ich that diese Frage einmal deswegen nicht,“ fuhr der Assessor fort, „weil Sie, Herr Geheimrath, eine ebenfalls — unter solchen Umständen — übliche — oder, wie soll ich sagen, — naheliegende Frage, die ich erwartet hatte, nicht thaten.“

„Und welche wäre das?“

Der Assessor senkte den Blick auf seine Handschuhe, die er in den Händen hielt.

„Die Frage nach meinen finanziellen Verhältnissen, — kurz: ob ich — Schulden habe?“

„Allerdings!“ sagte der Geheimrath verwirrt. „Und Sie haben, — eh — Schulden?“

„Sie sind nicht erheblich. — Und da Sie diese Frage nicht thaten, so wurde ich in einer Annahme bestärkt, von der ich ausgegan — die ich vorausgesetzt hatte. Herr Geheimrath, ich habe nicht gefragt, ob, — welche Mitgift Sie Ihrem Fräulein Tochter mitgeben würden. Denn ich nahm an, wie übrigens alle Welt, daß Sie beträchtliches Vermögen besäßen, — und Sie haben nur ein Kind. Ich hielt das also für überflüssig.“

„Ja, ja!“ stieß der Geheimrath hastig hervor.

„Ich bin dadurch in eine sehr schwierige Lage versetzt. Sie werden es mir nicht übel deuten, wenn ich dieses Verhältniß nachhole und mir jetzt diese Frage erlaube.“

Eine peinliche Stille entstand. Der Assessor heftete den Blick auf den Boden; er vermied es, den Geheimrath anzusehen. Dieser saß vor ihm, vorübergebeugt, mit dem Ausdruck innerer Angst im Gesicht. Er fühlte, wie sich in ihm etwas zusammenprekte.

„Eine Mitgift,“ sagte er endlich langsam, „eine Mitgift kann ich meiner Tochter nicht geben. Aber ich denke, Sie haben Ihre Anstellung, Ihr sicheres Auskommen als Amtsrichter. Und besitzen Sie nicht selbst Vermögen?“

„Meine Eltern haben mir nichts hinterlassen, als den Namen. Mein Vater hatte nur sein allerdings hohes Gehalt. Ein Gut, das wir früher besaßen, ist schon vor vielen Jahren subhastirt. Ich besitze keinerlei Vermögen. Aber ich habe, wie erwähnt, einige nicht erhebliche Schulden aus meiner Referendar-Zeit her.“

„Und Ihr Gehalt?“

„Sie wissen, das Gehalt eines Amtsrichters ist geringfügig. Ich kann als Unverheiratheter davon gut leben, aber nicht mit Familie. Ich bekomme mit Wohnungsgeld-Zuschuß nur etwa 3000 Mark.“

„Als ich mich verheirathete, hatte ich bei weitem nicht so viel,“ sagte der Geheimrath.

„Ja, die Zeiten haben sich geändert! Die Verhältnisse sind nicht mehr so einfach wie früher. Das Leben in M., wo ich angestellt werden soll, ist nicht gerade billig. Ueberdies müßte ich meine, obschon nur geringfügigen Schulden abzahlen. Ich habe mich

um die Stelle in M. nur beworben in der Annahme, daß ich nicht auf mein Gehalt allein angewiesen sein würde.“

„Wenn Sie sich anfangs etwas einschränken, so meine ich doch, läßt sich mit dem Gehalt ganz gut auskommen.“

„Ich wage es nicht, Ihrem Fräulein Tochter das zuzumuthen. Ihr Fräulein Tochter ist an eine Lebensweise, wie wir sie unter solchen Umständen führen müßten, nicht gewöhnt, ebenso wenig wie ich. Offen gestanden, Herr Geheimrath, ich kann das auch nicht. Ich bin gewohnt, gewisse Ansprüche an das Leben zu stellen, wie sie mein Stand mit sich bringt; ich kann mich nicht mit kleinlichen Sorgen um alltägliche Dinge befassen. Der Gedanke wäre mir schrecklich. Er würde mich lähmen und niederdrücken.“

„Weshalb haben Sie mir das alles nicht von vornherein gesagt?“

„Ich erwähnte den Grund schon. Ich muß gestehen, ich habe einen Fehler begangen; ich hätte danach fragen sollen. Aber ich habe, wie gesagt, nicht im entferntesten an die Möglichkeit gedacht, daß dieser Punkt Schwierigkeiten machen könnte, — besonders da Sie selbst, Herr Geheimrath, ihn gar nicht berührten.“

„Ich — ich glaubte nicht, daß es Ihnen darauf ankäme!“

Ich bitte um Verzeihung, Herr Geheimrath, es kam mir keineswegs ausschließlich darauf an. Indessen Sie können selbst nicht wünschen, daß Ihr Fräulein Tochter sich Einschränkungen und Entbehrungen auferlegen soll.“

„Sie haben mich versichert, daß Sie meine Tochter liebten, wahrhaft und von Herzen liebten! Wenn dem so wäre, würden Sie sich diese Einschränkungen mit Freuden auferlegen!“

„Sie mißverstehen mich, Herr Geheimrath! Gerade weil ich Ihr Fräulein Tochter liebe, möchte ich sie nicht einer solchen Zukunft aussetzen. Wir würden beide unglücklich sein. Sie können also Ihrem Fräulein Tochter keine Mitgift geben?“

„Es ist unmöglich! Ich habe durch den Zusammenbruch eines Bankhauses vor einem Jahre mein Vermögen vollständig verloren.“

„Dann, Herr Geheimrath, sehe ich keinen Ausweg! Ich fühle, was auf dem Spiele steht. So schwer mir der Schritt wird: ich muß Sie bitten, mir mein Wort zurückzugeben.“

Eine eisige Kälte lief über den Körper des alten Herrn. Vor seinen Augen flimmerte es. Er sah einige Augenblicke wie gelähmt und dachte an seine Tochter, unfähig, ein Wort hervorzubringen.

„Sie machen mein Kind unglücklich!“ rief er dann mit bebender Stimme. „Wie soll sie das ertragen! Nein, nein, um Gotteswillen! Warum sagen Sie mir das jetzt erst alles? Es ist ja Ihre Schuld, daß das so gekommen ist!“

Das hübsche, offene Gesicht des Assessors verfinsterte sich.

„Herr Geheimrath, die Schuld trifft mich nicht. Warum haben Sie mir nicht gesagt, daß Sie nicht in der Lage sind, Ihrem Fräulein Tochter etwas mitzugeben? Alle Welt hat Sie für sehr wohlhabend gehalten, überall gelten Sie noch jetzt als reich. Von meiner Seite war es ein, wie ich jetzt sehe, sehr unrichtiges Zartgefühl, daß ich danach nicht gefragt habe; ein anderer würde vielleicht weniger zartfühlend gewesen sein. Warum haben Sie mir nicht offen gesagt, daß alles anders geworden ist?“

Wie Keulenschläge fielen die Worte auf den Geheimrath. Der Schweiß trat ihm auf die Stirn, und es war ihm, als thäte sich plötzlich ein finsterner Abgrund vor ihm auf.

„Ich habe daran nicht gedacht; ich weiß auch nicht, ob ich für reich gelte,“ sagte er tonlos. „Ich bin Gelehrter, beziehe mein Gehalt und habe mich niemals um meine sonstigen Vermögensverhältnisse selbst bekümmert. Es ist richtig, ich habe ein bedeutendes Vermögen besessen aus einer Erbschaft. Die Verwaltung überließ ich meinem Bankier; ich brauchte ja das Geld nicht. Einen Theil verlor ich, wie mir dieser mittheilte, schon bei einem Actien-Unternehmen oder dergleichen, es ist mir nicht mehr erinnerlich. Dann kam der Zusammenbruch des Bankhauses; dabei verlor ich alles. Ich habe kaum Gewicht darauf gelegt; was hätte ich auch thun können, nachdem das Unglück einmal geschehen war? Meine Lebensweise ist vorher und nachher dieselbe gewesen. Ich habe auch niemand davon erzählt; es ist ja erst ungefähr ein Jahr seitdem vergangen, und so ist es wohl möglich, daß man geglaubt hat, ich sei noch im Besitz des Vermögens.“

„Das muß allerdings der Fall gewesen sein, denn, — ich will ganz offen sein, — auch von einem Aus-

funfts-Bureau, an das ich mich gewendet hatte, habe ich die günstigste Mittheilung über Ihre Vermögensverhältnisse bekommen. Mich trifft also keinerlei Schuld, daß es dahin kommen mußte."

"Also eine Auskunft haben Sie über mich eingezogen?" sagte der Geheimrath. "Ist das heutzutage üblich? — Aber lassen wir das! Es giebt noch einen Ausweg: Ich beziehe ein ziemlich hohes Gehalt und brauche wenig. Ich will mich aufs äußerste einschränken und will alljährlich Ihnen einen Zuschuß leisten, um meiner Tochter willen."

Der Assessor verbeugte sich.

"Es wäre mir eine peinliche Empfindung, Herr Geheimrath, das anzunehmen."

Der Geheimrath erhob sich.

"Dann bedarf es keiner Worte weiter! Sie sind entschlossen, unter diesen Umständen zurückzutreten, —"

"Mit schwerem Herzen, aber es bleibt mir nichts weiter übrig."

Der Geheimrath machte eine abwehrende Bewegung.

"Ich sehe jetzt ein, daß wir uns beide getäuscht haben. Sie haben auf Geld gerechnet, und ich habe geglaubt, Sie liebten meine Tochter. Lassen Sie nur! Ich bin ein altmodischer Mann, der seit Jahren an die Studirstube gewöhnt war, und habe die modernen Verhältnisse nicht recht verstanden. Aber jetzt sehe ich klar. Sie täuschen mich nicht! Ich weiß, trotz Ihrer Beteuerungen, wenn Sie meine Tochter wahrhaft liebten, wie Sie es versichert haben, so legten Sie auf die Mitgift nicht solches Gewicht! Die Liebe würde Sie dahin bringen, solche Dinge gering zu schätzen und die angebliebenen Schwierigkeiten zu überwinden. Was Sie mir sagen, zeigt mir nur, daß Sie anderen Dingen nachjagen."

"Ich bedaure sehr, von Herrn Geheimrath in dieser Weise mißverstanden zu werden."

"Ich habe Sie sehr gut verstanden! Meine Tochter wäre fähig, sich alle die Einschränkungen, von denen Sie reden, mit Freuden aufzuerlegen, — aus Liebe, das weiß ich wohl. Aber Sie können das nicht; Ihnen gehen die Ansprüche, die Sie an das Leben stellen, vor! Sie opfern diesen Ansprüchen kaltblütig das Glück meiner Tochter. Haben Sie sich überlegt, was es für ein junges Mädchen heißt, eine Verlobung rückgängig zu machen? Ich weiß nicht, wie Ella diesen Schlag ertragen wird! Ich wage es nicht, ihr mit dieser Nachricht unter die Augen zu treten."

Der Assessor zerrte nervös an seinen Handschuhen.

"Ich werde Ihrem Fräulein Tochter schreiben. Sie ist verständig —"

"Ja, ja, verständig! Etwa in der Weise, wie Sie? Die Folgen dieses Schrittes mögen auf Ihr Haupt kommen! Sie haben versucht, mir die Schuld aufzubürden. Ich weise das zurück. Nein, Sie, Sie allein trifft die Verantwortung für das Geschehene! Sie sind unaufrichtig gewesen, nicht ich. Sie haben heuchlerisch Liebe vorgespiegelt, wo Sie nur an Geld gedacht haben. Der Himmel hat meine Tochter vor Ihnen behütet, er möge ihr die Kräfte geben, auch diese Enttäuschung zu ertragen! O, dieses elende, nichtswürdige Geld, ich verfluche es!"

"Unter diesen Umständen muß ich allerdings wohl —"

"Ja, gehen Sie, gehen Sie nur! Und machen Sie das Uebrige mit Ihrem Gewissen ab. Denken Sie immer daran: Sie haben das Glück meiner Tochter und mein eigenes auf Spiel gesetzt um des Geldes willen!"

Lautlos schloß sich die Thür hinter der freundlichen, sympathischen Erscheinung des Assessors von Rembach. Der Geheimrath saß zusammengebrochen vor seinem Schreibtisch, das Gesicht mit beiden Händen bedeckt. Man hörte nur das schnelle Ticken der Uhr auf dem Kamin und das dumpfe Rollen der Wagen auf der Straße. Dann stand der alte Mann auf, hob beide Arme empor und ballte die mageren weißen Hände, die nur die Feder zu führen gewohnt waren: "O, dieses verwünschte Geld! Dieses elende, nichtswürdige Geld!"

Einige dumpfe, schwüle Stunden waren vergangen. Der Geheimrath Würlein saß noch immer in seinem Arbeitszimmer vor dem Schreibtisch über Bücher und Schriftstücke gebeugt. Aber wer ihn genauer beobachtet hätte, würde wohl bemerkt haben, daß er nicht ernstlich arbeitete. Er schrieb hin und wieder einige Zeilen und starnte dann minutenlang vor sich hin, in Gedanken versunken und ohne sich zu rühren. Nur wenn man eine Thür im Hause gehen hörte, fuhr er zusammen und sah auf.

Gegen Mittag ertönten heftige Schritte auf dem Corridor, und Ella trat ein.

Sie war bleich, wie der Tod, und ihre Augen waren geröthet. In der Hand hielt sie einen Brief.

"Papa", sagte sie mit einer Stimme, die dem Geheimrath in die Seele schnitt, "Papa, weißt Du, was in diesem Briefe steht?!"

"Ich weiß alles," entgegnete er abgewendet, "der Assessor ist hier gewesen und hat mit mir gesprochen."

"Da, lies! Lies es selbst!" Sie hielt ihm das Schreiben hin. "Mein Gott, mein Gott, ich kann es noch immer nicht fassen!"

Der Geheimrath sah die großen, regelmäßigen Züge der Handschrift der Assessors.

"Hochverehrtes gnädiges Fräulein!

Mit blutendem Herzen muß ich einen Schritt thun, der mir unsäglich schwer wird, den zu thun ich mich aber durch unvorhergesehene Umstände, an denen ich schuldlos bin, gezwungen sehe. Als ich um Ihre Hand bat, da ging ich von der Annahme aus, daß Ihr Herr Vater, wie das ja so viele Väter heutzutage thun, eine Summe beisteuern würde, die es uns ermöglichen würde, ohne Sorgen und in angemessener Weise zu leben; ich war zu dieser Annahme berechtigt, denn Ihr Herr Vater galt allgemein als wohlhabend, ja als reich. Ich selbst bin nicht so glücklich gestellt, daß ich aus eigenen Mitteln leben könnte, und das Gehalt, das ich als Richter bekommen werde, reicht nicht aus, um einen Hausstand zu führen, den ich Ihnen zu bieten wagen dürfte. Ihr Herr Vater hat mich nun in dem Glauben, daß er beträchtliches Vermögen besitze und uns daher durch eine Mitgift unterstützen werde, vollkommen gelassen; er hat mit keiner Silbe angedeutet, daß dem nicht so sei. Mein Zartgefühl hielt mich ab, eine dahingehende Frage zu thun, und zudem mußte ich eine solche ja auch für überflüssig erachten. Erst später, leider zu spät, habe ich erfahren, daß Ihr Herr Vater vor kurzem sein ehemals großes Vermögen verloren hat, und er hat mir auf meine nunmehr deswegen an ihn gerichtete Frage bestätigt, daß er nicht in der Lage sei, uns durch eine Mitgift zu unterstützen. Der Schlag trifft mich hart. Zu meinem tiefen Schmerz erscheint mir dadurch die Möglichkeit unserer Vereinigung in dem Grade erschwert, daß ich es mit meinem Gewissen nicht vereinbaren kann, Sie, hochverehrtes Fräulein, den kleinlichen Einschränkungen und Entbehrungen eines Haushalts auszusetzen, in dem die ausreichenden Mittel fehlen. Ich bitte Sie, deswegen nicht an der Wahrheit und Aufrichtigkeit meiner Empfindungen zu zweifeln. Aber gerade ein geliebtes Wesen in eine solche Lage zu versetzen, kann ich nicht wünschen. Wir würden beide unglücklich sein, wir würden beide unser Zusammenleben als eine Last und als die Ursache der Schwierigkeiten empfinden. Ich muß daher mit blutendem Herzen einem Glück entsagen, das ich erhofft hatte; aber ich glaube, mein hochverehrtes Fräulein, Sie werden bei ruhiger, verständiger Ueberlegung meine Gründe billigen, zum mindesten mich nicht ohne weiteres verurtheilen, um so mehr, als ich mir eine wesentliche Mitschuld an dem Geschehenen nicht beimessen kann. Ich habe mit Ihrem Herrn Vater bereits gesprochen. Verzeihen Sie mir und zürnen Sie mir nicht! Ich verreise in den nächsten Tagen auf längere Zeit und sage Ihnen hiermit zugleich Lebewohl, um Ihnen durch meine Anwesenheit nicht unangenehme Empfindungen zu bereiten. Möge es uns beiden gelingen, das Geschehene zu vergessen!

In unwandelbarer Verehrung

Ihr

von Rembach."

"Ehender, Ehender!" murmelte der Geheimrath, indem er mit zitternder Hand das Schreiben zerdrückte.

"Papa, ist das wahr, was Erich, — was der Assessor schreibt?"

"Beruhige Dich, Ella, mein armes Kind! Beruhige Dich! Er verdient es nicht, daß Du eine Thräne um ihn vergießest! Er hat auf Geld gerechnet. Nicht Liebe war es, was ihn hergeführt hat, sondern Geldgier!"

"Nein, nein, das kann ich nicht von Erich glauben! Das ist unmöglich!"

"Du siehst ja selbst!" sagte der Geheimrath achselzuckend.

"Ist es wahr, Papa, daß Du ihm etwas verschwiegen hast?"

"Ich habe ihm nichts verschwiegen, wenigstens nicht mit Absicht. Aber er hat mir etwas verschwiegen. Er hat geglaubt, ich wäre reich, und Du bekämst eine große Mitgift. Das hat er mir verschwiegen!"

"Papa, ich muß jetzt alles wissen, alles! Ist es wahr, daß Du reich gewesen bist und Dein Vermögen verloren hast?"

"Das ist leider wahr!"

"Warum habe ich davon nie etwas erfahren? Warum höre ich das alles erst jetzt?"

"Was gingen Dich diese Dinge an?"

"Doch, doch, sie gingen mich an, denn Du siehst ja,

jetzt hängt meine Zukunft und mein Lebensglück davon ab. O, ich bin ja kein Kind mehr! Ich weiß recht gut, wie es im Leben zugeht! Jetzt sehe ich ein, wie recht meine Freundin Hedwig hat, wenn sie sagt, ein Mädchen, das arm ist, kann sich heutzutage nicht verheirathen."

"So etwas redet Ihr untereinander?"

"Warum sollen wir nicht von unserer Zukunft sprechen? Es belehrt uns ja niemand! Niemand sagt uns die Wahrheit, bis wir selbst sie erfahren! Jetzt sind mir die Augen geöffnet, jetzt sehe ich klar! O mein Gott, diese Enttäuschung, diese Enttäuschung!"

"Ella, Du hast den praktischen Verstand Deiner Mutter. Nun mußt Du aber auch einsehen, daß der Assessor nur auf Geld gerechnet hat. Er ist es nicht werth, daß Du seinetwegen weinst."

"Aber Du bist mit daran schuld, Papa! Ja Du! Du hast unüberlegt gehandelt! Du mußtest diese Schwierigkeiten voraussagen, Du mußtest Mittel und Wege finden, sie zu beseitigen. Du mußtest dem Assessor gleich alles sagen!"

Der Geheimrath schwieg.

Ella ergriff angstvoll seine Hand.

"Oder Du hättest suchen sollen, das verlorene Vermögen wiederzuschaffen, damit wir leben konnten. Papa, Du mußt das jetzt noch versuchen! Noch ist es nicht zu spät. Noch kann alles gut werden. Es ist ja nur das Geld, nur das Geld, um das es sich handelt!"

"Das kann ich nicht, das ist ganz unmöglich!" sagte der Geheimrath.

"Du mußt es versuchen, Papa, lieber Papa! Denke doch nach! Unternimm irgend etwas! Du mußt das ja doch verstehen; Du hältst ja Vorlesungen über solche Dinge und sprichst von großen Summen, von Millionen, und wie sie erworben werden."

"Kind, Kind, Du weißt nicht, was Du sprichst! Das ist ja alles Theorie, und ich bin nur Theoretiker. Ich kann als Gelehrter kein Geld erwerben!"

"Aber denke doch nach, Papa! Es muß ja Mittel geben! Wie oft habe ich gelesen und gehört, daß jemand durch Speculationen schnell große Reichthümer erworben hat."

"Wo denkst Du hin! Ella, sei vernünftig!"

"O, ich bin vernünftig; ich sehe die Dinge jetzt, wie sie sind. Aber ich bin nur ein Mädchen und kenne das Leben nicht. Du mußt mir helfen und mich beschützen!"

"Ich kann nichts thun, ich kann das Geschehene nicht ändern; und ich konnte Dich nicht schützen vor einem Menschen, der Liebe heuchelte!"

Ella faßte ihren Vater am Arm, sie sah ihm mit starrem Blick in die Augen.

"Papa, ist es denn möglich, daß er geheuchelt hat?" fragte sie mit fliegendem Athem. "Ist es denn möglich? Nein, nein, ich kann es nicht glauben! Er giebt ja doch seine Gründe an; er schreibt ja doch, er müßte zurücktreten, weil wir von seinem Gehalt nicht leben könnten! Ist es denn nicht so?"

Der Geheimrath schüttelte den Kopf.

"Nein, Ella, das könntet Ihr wohl. Ich habe weniger Einkommen gehabt, als ich Deine Mutter heimführte. Aber er will sich nicht Einschränkungen auferlegen, er will Wohlleben und Geld. Das ist der wahre Grund."

"Ist das wahr, Papa? Kannst Du mir hoch und heilig versichern, daß es so ist?"

"Ja, ja, Ella, es ist so."

"Dann mag ich nicht mehr leben!" Sie warf sich auf einen Stuhl und brach in lautes Schluchzen aus. Der Geheimrath hielt ihr Haupt mit beiden Händen.

"Mein armes, liebes Kind, sei ruhig, sei ruhig! Es bricht mir das Herz!"

"O, ich habe ihn so geliebt", schluchzte sie, "ich hätte alles ertragen um seinetwillen! Und er stößt mich mit kalter Berechnung von sich!"

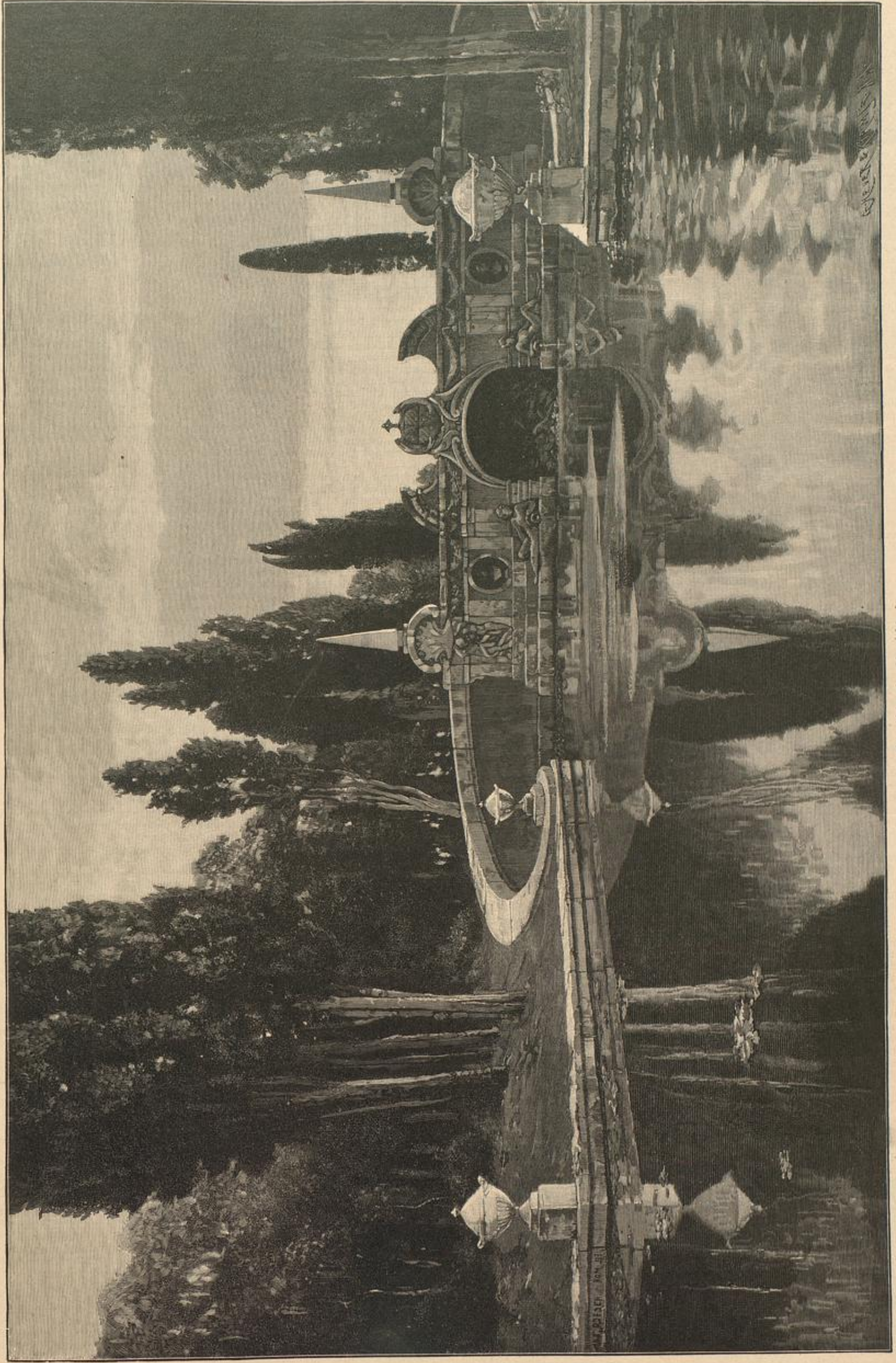
"Vergiß ihn, denke nicht mehr an ihn, Ella, vergiß ihn!"

"Das ist es nicht allein! Ihn kann ich vielleicht vergessen und werde mich bemühen, ihn zu vergessen. Aber mein Lebensglück ist zerstört! Und überall werden sie mit Fingern auf mich zeigen und hinter mir herreden!"

Der Geheimrath fühlte, wie das Haupt seiner Tochter immer schwerer in seine Arme sank. Eine wohlthätige Ohnmacht war der seelischen Erregung gefolgt. Mit zitternden Knien und fast gelähmt vor Schreck trug der schwächliche Mann seine Tochter zum Sopha und bemühte sich, sie wieder zum Bewußtsein zu bringen.

Als Ella endlich die Augen wieder aufschlug, lag der Geheimrath hinaus, um Hülfe zu holen.

Auf dem Flur stieß er fast mit einem Herrn zusammen, der soeben das Haus betreten hatte. Es war Professor Müller.



Römische Parklandschaft.
Nach dem Bilde von Max Roeder in Rom. — Siehe Seite 66.

Nachdruck verboten.

Literarische Streifzüge.

Von Dr. Felix Poppenberg in Berlin.

VII.

Wenn wir den Namen Detlev von Liliencron's niederschreiben, so umweht uns frischer Wind, die Kloppe wiehern, mit verhängtem Zügel segnen die Adjutanten über das Schlachtfeld. Wir fühlen Leben, pulsirendes Leben, stürmisches Schäumen edlen Blutes und ein heißes, feuriges Herz!

Liliencron ist der Lyriker unserer modernen Dichtung. Innere Lyriker sind fast alle unsere neuen Dichter, aber die Form, in der sie sich aussprechen, ist nicht die lyrische, sondern die dramatische: das Feinste an den Bühnenwerken Gerhard Hauptmann's, Max Halbe's, Georg Hirschfeld's sind die lyrischen Stimmungen, die hier gebannt und festgehalten werden. Liliencron aber giebt seiner Lyrik auch die lyrische Form. Man hatte sich allmählich an den Nachempfindern Heine's und Geibel's müde gelesen: diese Töne waren abgepielt, und die Leute, die es nicht lassen konnten, am alten Orgelwerk zu drehen, waren überlässig geworden. Man verlangte nach einer frischeren, blutreicheren, lebensvolleren Kunst. Wie der moderne Roman und das moderne Drama die Wirklichkeit und das Leben pöden, so wollte man auch die Lyrik lebhaftig unter uns wandeln sehen. Und Liliencron erlöste die Prinzessin! Das Neue an dieser Lyrik war zunächst der Stoffliche Reichtum. Man ward gewahrt, daß es nichts „Prosaisches“ gebe, das nicht, durch ein Dichterauge gesehen, poetisch würde. Die Poesie der Großstadt wurde entdeckt mit ihrem brausenden Rhythmus, ihren Menschenwogen; und in den Alltäglichkeiten des Lebens wurde verborgener Sinn gefunden. Es war aber kein nüchterner, photographischer, funktionirender Abblatts-Realismus, sondern die Dinge der Außenwelt gingen bei Liliencron durch ein reiches Innengefühl hindurch, daraus ergab sich ihr Reiz. Und weil das Innengefühl so reich und phantastisch war, so blieb sein Dichterauge nicht in einem engen Stoffkreis gebannt. Er schildert nicht bloß das gigantische Schauspiel eines Reisen-Bahnhofs oder ein Sonntagsbild aus einer Alltagsgeschichte:

„Im Garten: Schaufeln, Carouffel Und Plätze, übersonnt, Ein Scheidenstand, wo man als Teuf Den Apfel schiefen konnte...“

Er sieht auch mit innerem Auge farbengläubende Phantastie-Gebilde, Märchenwelten auf anderen Sternen und zaubert sie plastisch klar mit schöpferischer Kraft vor uns hin, — nicht nur ein Liebermann oder Starbina, auch ein Böllin und Klingler. Man muß hier Malernamen nennen, denn gerade im Malerischen ruht das Hauptgeheimnis dieser Kunst. Die malerische Kraft der Anschauung, die alles sichtbar macht, die uns die Bilder in Wirklichkeitstreue vor das Auge stellt, mit all' dem Duft der Atmosphäre, die die Natur darum webt, ist es, die uns entzückt und fesselt. Liliencron ist ein Künstler des Wortes; seine Worte stehen nicht nur auf dem Papier, sie haben zehrende Kraft, uns suggestiv alles schauen zu lassen. Von erstaunlicher Fülle der Anschaulichkeit ist z. B. jene Schilderung der Nacht, da Kaiser Wilhelms Leiche überführt ward:

„Plötzlich am Schloß zwei Flammen, wie Schlangen; Vom Dom her wimmert ein Glodenhang, Bald bröht es gleichmäßig ohn' Unterlag Im graufamen Takt, im furchtbaren Bah. Und wo sich die Massen zusammen geschoben, Ueber die Köpfe, schwimmt hochoberoben Ein dunkler Sarg, so thronenschwer: Ein Troß von Königen hinterher.“

„Rauch schlägt nieder aus ehernem Beden Drin die Feuer, geschürt, den Rand überledend; Die Erde zittert, dumpf ist es zu spüren, Wie die Hufe des Juges das Pflaster berühren; Die Fackeln freden als Leuchten sich vor, In den Helmen sich spiegelnd der Garbes du Corps, Und senken sich nieder, verlöschend im Schnee, — Vorüber, vorüber das schluchzende Weh!“

So lebhaftig sehen wir alles, was er uns erzählt: die Sommer- und Herbsttage in der nordischen Heide; die Schlittenfahrten weit übers düst' vereiste Land; die Jagdstücke mit ihrem heimlich wispelnden Waldweben und die athemlosen Feldschlacht-Lieder:

„Sattelleere, Sturz und Staub, Klingentanz und Sparten. Trunken schwerkelt die Faust den Raub Flatternder Standarten.“

Die Liliencron'sche Lyrik ist im Goethe'schen Sinne echtste Gelegenheits-Lyrik, erlebtes Gedicht. Was er selbst von Sturm, dem niederdeutschen Landsmann, der, wie er, die Poesie der grauen Heide geliebt und gefühlt, einmal sagte, gilt auch von ihm:

„Du warst ein Dichter, — denn was Du erlebte, Vielleicht von einem Tropfen nur Erinnern, Trieb eine Knospe; welche Blume dann Aus ihr erwuchs, das gab Dir Phantasie.“ —

Eine künstlerisch fein getroffene Auslese „ausgewählter Gedichte“, die im Verlag von Schuster und Löffler in Berlin erschien, regt zu solchen Betrachtungen an. Der gleiche Verlag giebt auch die übrigen Werke des Dichters in geschmackvollen Ausgaben heraus. Vor allem möchte ich von ihnen auf die stimmungsvolle, in der Landschaftsbildung farbenleuchtende Novellen-Sammlung „Eine Sommerklacht“ hinweisen. Als einzig ebenbürtigen in der Lyrik der Lebenden stellt sich neben Liliencron nur noch Gustav Falke, den ich früher einmal hier charakterisirt. Alle anderen folgen in gemeinem Abstand.

Von ihnen hat man die reichste Hoffnung auf Carl Busse gesetzt. Sein Talent ist Jugend. Er hat einige Liebesgedichte geschrieben, in denen diese Jugend sonnig leuchtet und lacht, daß das Herz aufsteigt und der Frühling einzieht, wenn wir sie lesen: Eine Sonntagskind-Poesie unter Blumen, im Heidekraut; Kinder-Liebesglück am Gartenzaun; flatternde Mädchenzöpfe.

Als seine ersten Gedichte herauskamen, war man entzückt über diese Frische, diesen würzigen Walderdbeeren-Duft.

Seidem ist Busse älter geworden, doch auch in seinen „Neuen Liedern“ (Stuttgart, Cotta) „klingt heut wieder, wie vor Jahren, sein gewohntes Saitenspiel“. Es scheint, daß er nur auf diesem zu spielen vermag; ernstere Töne anzuschlagen vermag er wohl, seine reiche Formkunst findet auch für sie den Griff, aber sie haben lange nicht den persönlichen Reiz jener Erstlinge. Als Herausgeber von individuellem Geschmack zeigt er sich in seiner warm zu empfindender Anthologie „Neuere deutsche Lyrik“, der er eine umfangreiche, geistvolle und mit großer Charakteristikungskunst geschriebene Vorrede voranschickt. (Halle, Otto Händel.)

Die letzten erzählenden Novitäten, die hier in Betracht kommen, sind ausschließlich novellistischer Natur. Das ernsteste und gehaltvollste von ihnen ist Rudolf Lindau's „Schweigen“ aus dem gleichnamigen Novellen-Buch. (Berlin, Fontane.) Die knappe, wortkarge, verhaltene Kunst, mit der Lindau tragische Stoffe zu behandeln weiß, der seine discrete Takt, die schicksalsschwere Unerbittlichkeit, die ihr Werk erfüllt, ohne daß ein sentimentales Wort fällt, findet in dieser Ehegeschichte ein neues Beispiel.

Als fesselnde Erzählerin führte uns Hilde Kurz auf alten, ihr wohl vertrauten Boden in ihren „Italienschen Erzählungen“. (Stuttgart, Göschen.) Ein verführerischer Ton klingt bei ihr durch die Tragik und ein frauenhaftes, starkes Mitfühlen mit den Geschöpfen ihrer Geschichten. Sie schildert Leben und Schicksale eines armen deutschen Beduogels in Florenz, eine rührende Tragikomödie voll weinendem und lachendem Humor, sie fixirt mit scharfer Menschenkenntnis italienischen Aberglauben und seine unheilvolle Folgen.

Zwei liebenswürdige und annuthige Plauderbücher sind F. S. Widmann's „Weltverbesserer“ (Wien, Verlag der Literarischen Gesellschaft) und der Baronin Schneider-Arno's „Vagatellen“. (Wien, L. W. Seidel.)

Der Schweizer Erzähler ergötzt sich in breiter begablicher Weise und berichtet behäbig-schnörkelhaft die junge Liebesgeschichte zweier englischer Dichter des vorigen Jahrhunderts; die österreichische Schriftstellerin ist am glücklichsten, wenn sie mit sicherem Blick österreichische Typen und Genrebilder reproducirt. In den knappen Skizzen steck Temperament. Wiener Blut pulst in dem Leid und Lust, das Freude und das Weiche, das sentimentale Lied und der wiegende Walzer.

Nachdruck verboten.

In der Sänfte.

Zu der Zeichnung von Hugo Angewitter in Düsseldorf. Siehe Seite 80.

Die Kletterer unter uns entfinnen sich vielleicht noch, in ihrer Kindheit eine Sänfte gesehen zu haben, die man in Deutschland „Portehaise“ zu nennen pflegte. Es war ein unbequemes Häuschen, das von zwei Männern getragen wurde und gewöhnlich einen hochachtbaren, aber schmerzlich beengten Inhalt in Gestalt einer vornehmen, halbvoll lächelnden Dame barg. — Die kleine japanische Dame auf unserem Bilde scheint sich in der luftigeren Construction ihrer heimischen Sänfte weniger beengt zu fühlen; man wird dies auch auf Rechnung ihrer Toilette schieben müssen, die ihr herartige Transporte entschieden praktischer ist, als diejenige unserer Urogroß- oder Großmütter es war. Man geht aber vielleicht nicht fehl, wenn auch in dem mit wahrer Hie dem Modernen nachjagenden Japan dieses annuthige Transport-Mittel bald zu den historischen Dingen zu zählen sein wird. Das Fahrrad erobert die Welt! Es sollte uns gar nicht wundern, wenn es schon heute in Tokio eine ähnliche Rolle spielte, wie in europäischen Städten. Wo das Klima zu heiß ist, da werden wohl bald Maschinen, wie unsere Kranken-Transport- oder Dienstmann-Fahrräder, in Gebrauch kommen, und wir glauben nicht, daß unsere modernen Künstler Japanerinnen und Kulis auf Zwei- oder Dreirädern für einen weniger malerischen Vorwurf halten werden, als exotische Gestalten in primitiven Sänften oder bewaffnet mit Bambus-Stäben. K. J.

Nachdruck verboten.

Gräfin Morosini.

Siehe das Bild Seite 92.

Wir bringen hier unseren Leserrinnen das Bild einer gelehrten italienischen Schönheit, deren Name schon vielfach, in diesem Jahre wieder anlässlich des Aufenthaltes des deutschen Kaiserpaars in Venedig, genannt wurde. Gräfin Annina Morosini verbindet mit der Schönheit, mit der die Natur sie schmückte, seltene Gaben des Geistes und Gemüthes. Sie bewohnt das berühmte, am Canal Grande gelegene „Goldene Haus, Ca'd'oro“, das den Leserrinnen wohl aus der Kunstgeschichte oder durch den Besuch Venedigs bekannt ist. Gräfin Annina wohnt jedoch nur einen kleinen Theil des Jahres in Venedig; zumeist lebt sie mit ihrem Gemahl und ihrem einzigen Töchterchen auf ihren Gütern in Cadore und in der Provinz Treviso. Während sie sich in Venedig der Kunst widmet, — ihr Genre ist Blumenmalerei, — und in ihren Salons fremde und einheimische Künstler vereinigt, huldigt sie auf dem Lande dem Reiten, Fahren, Bergsteigen und Eisport; und überall erstrahlt sie.

Nachdruck verboten.

Römische Parklandschaft.

Zu dem Bilde von Max Roeder in Rom. — Siehe Seite 93.

Es gehört wenig Phantasie dazu, um sich die intensive Farbenpracht und die Farben-Contraste zu vergegenwärtigen, die das Original dieses fesselnden Gemäldes auszeichnen, — den leuchtenden, weißen Marmor, die schimmernde Spiegelfläche des Wassers und das verschiedene Grün der Cypressen und Steineichen, das sich so wirkungsvoll von dem blauen Himmel abhebt. Auch die tiefe Einsamkeit und die über der Landschaft schwebende lautlose Stille theilt sich unwillkürlich unserem Empfinden mit, — eine Stille, die volles Genügen und volle Befriedigung gewährt und jede Frage, jeden Wunsch, wie jede Erwartung auszuschließen scheint. Kunst und Natur haben sich in diesem römischen Park zu einer erhabenen, großartigen Wirkung vereinigt, und ein fürstlicher Reichtum gab verschwenderisch die Mittel dazu her.

Entzückt haftet das Auge an dem wunderbaren Prachtbau der Brücke, deren edle, schwingelwundene Linien sich in der Einfassung des Wasserbeckens so glücklich und harmonisch fortsetzen und uns annuthen, wie ein Gedicht in Stein. Das Wappen, das die Wölbung der Brücke krönt, sowie die Büsten, welche rechts und links angebracht

sind, weisen darauf hin, daß einst ein vornehmes, altes Geschlecht dieses stolze Welt ins Leben rief. Wir möchten eigentlich keinen modernen Menschen hier wandeln sehen und keinen profanen Laut hören, der die weiche Stimmung des Ortes stört. Wo die Schönheit waltet und die Vergangenheit durch ihre Offenbarungen zu uns spricht, sollen wir schweigend anbeten und bewundern und den herrlichen Göttern auch im Geiste betreten wie einen Tempel. G. v. Et.

Nachdruck verboten.

Hermann Obrist.

Von Julius Lessing in Berlin.
Mit 2 Abbildungen.

Im Frühling dieses Jahres haben Kunststickerien, die der Münchener Bildhauer Hermann Obrist zunächst in München, alsdann im Kunstgewerbe-Museum in Berlin ausstellte, ein ganz ungewöhnliches Aufsehen erregt, und zwar in Kreisen, die sich sonst gleichgültig, wenn nicht gar ablehnend gegen derartige Arbeiten verhalten. Stickerien sollen nach der üblichen Classification dem „Kunstgewerbe“ angehören und es sich nicht herausnehmen, „Kunstwerke“ sein zu wollen. Versuche, die Stickerie zum Ausdruck künstlerischer Erfindungen zu machen, hatten allerdings zumeist nur Tableaux entstehen lassen, die auch hätten gemalt sein können; gingen sie darüber hinaus, wie die Arbeiten von Henriette Mantkiewicz und Marie Kirchner, so brachten sie eine Steigerung der Mittel, Wirkungen von Seide und Metallfäden, wie sie der Pinsel nicht aufweist, aber die eigentliche Erfindung blieb im Kreise des Malerischen und der alten Tradition.

Einen selbständigen Schritt vorwärts that die Londoner Art school of needlework; sie sagte sich los von dem Copiren alter, mühsamer und kostspieliger Techniken, verbannte die Nachahmung der eigentlichen Malerei, legte den Hauptwerth auf frei erfundene, ganz ornamentale Zeichnung, unter Benützung von Pflanzen-Motiven, und zog geistvolle Künstler — in erster Linie Walter Crane — heran, um die Zeichnungen zu entwerfen. Hier wurde ein Apparat geschaffen, der sich auch von mächtig begabten Kräften handhaben ließ; und dennoch Künst-

„Kunst“ anerkennt. Derartige Stücke werden vom Musée du Luxembourg, unserer National-Galerie entsprechend, angekauft und mit Gemälden und Sculpturen gleichwerthig ausgestellt. (Vergleiche den Artikel L'Art Nouveau in Heft 9 der Illustrirten Frauen-Zeitung.)

In diese Gruppe von Kunstwerken hinein gehören die Arbeiten von Obrist. In der Farbe sind sie nicht einmal so schön, als man es erwarten sollte; der eigentliche Werth liegt in der Erfindung und Zeichnung. Wie bei den oben erwähnten französischen Geräthen ist die Verwendbarkeit fast Nebensache; das einzelne bestickte Tuch beansprucht die Geltung eines Kunstwerkes, wie ein Gemälde. Daß die köstliche Tafel mit den Libellen (siehe die nebenstehende Abbildung) als Füllung in einer Schrankthür angebracht ist, bleibt ohne Bedeutung; die rein künstlerische Wirkung ist unvergleichlich. Wir verstehen, daß der Künstler zum Seidenfaden gegriffen hat, um seine Anschauung zu verkörpern. Grasshalme und Libellen stehen wie ein Silberdunst auf mattblauem Abendhimmel, keine Malerfarbe hätte das erreichen können, was hier die hellen Seidenfäden geben. Die Stickerie ist fast körperlos, die Libellen zeigen sich lediglich im Umriss, mit leichtem Geäder der Flügel, wie ein Schaum, und doch zeugt jedes Gebilde von schärfster Beobachtung der Natur. Keine gelehrte Stickerin hätte dies nach der besten Vorzeichnung anfertigen können. Obrist selbst hat sich seine Hilfskraft ausgebildet; die Dame Berthe Kuchel, eine Italienerin, führt lediglich aus, was Obrist angeht. Das Werk ist nicht die gestickte Copie einer Zeichnung, sondern ein originales Kunstwerk, das gleichwerthig neben einem gemalten Bilde steht und seine besonderen Lebensbedingungen besitzt, die es einzig in dieser Form zum Ausdruck bringen kann.

Auf gleicher Höhe der Erfindung und von wahrhaft überwältigender Schönheit war unter den ausgestellten Stücken ein großer Blütenbaum auf dunkler Seide gestickt, im Wuchs an die Aloe-Blüte erinnernd, aber mit Dolben besetzt, phantastisch frei erfunden und doch so überzeugend, wie ein Natur-Product. Jede Abzweigung der fein verästelten Pflanze hatte Obrist vormodellirt, ehe die Stickerin mit ihrer Nadel ansetzte.

Hermann Obrist, 1863 in der Schweiz geboren, in Paris und Weimar erzogen, hat, ehe er sich der Kunst zuwendete, Naturwissenschaften studirt. Hier hat er seine intimen Kenntnisse der Pflanzenformen erworben; aber alsdann verstand er es, die Einzelheiten der Species bei Seite zu lassen und nur das organische Grundgesetz der Art festzuhalten. So schafft er organisch und phantastisch zugleich. Ein schönes Beispiel ist der Stuhl (siehe die nebenstehende Abbildung). Das Gestell ist leichter Bambus; die großen goldenen Lehren schießen von rechts und links in den grünen Stoff hinein, scheinbar regellos, aber doch in künstlerischem Rhythmus. Abgeplückte Blüten legt Obrist als Kränze oder Sterne aneinander. Die Form ist fast geometrisch, aber jeder Blütenfleck führt sein eigenes Leben, wie ein Laut in einem vielstimmigen Chor, nirgends das unisono unserer herkömmlichen Ornamente.

Manchmal erwacht Obrist die künstlerische Anregung aus den Zufälligkeiten des Gewebes. Aus einem kunterbunten gemeinen Wollstoff hebt er die farbigen Tupfen wie Crystallisations-Punkte heraus und spinnst sie mit einem Netz von Fäden zusammen. Ein grauer Fries erinnert ihn an Steinflechten, und so festet er ihn in wunderlichen Contouren ausgeschnitten auf dunkles Leder; in einem zerdrückten gelbbraunen Sammetlappen, den er in einer Vertiefung findet, sieht er das Geäder goldhaltigen Gesteines, in dessen Falten sich dunkles Wurzelwerk einschleibt. Zuweilen glaubt man, den Wegen seiner Erfindung nachgehen zu können und Motive zu erblicken, die dem Schmiedeeisen, der arabischen Schrift, oder dergleichen entlehnt sind; aber selbst in solchen Fällen haben wir es nie mit einer klagelnden Umbildung, sondern höchstens mit einer Befruchtung der Phantasie zu thun. Hierin liegt vor allem der Unterschied gegen die englischen Arbeiten, die schulmäßig auf ein Schema ausgehen, nach welchem man Naturformen stilisiren kann.

Die Ausführung der Arbeiten von Obrist ist absichtlich so einfach wie möglich. Alle Fadenspielereien und mühsamen Füllungen werden vermieden, von einer bestimmten Sonderung in Aufnähen, Plattstich und Nähnähem ist nicht die Rede; in jedem Falle handelt es sich nur darum, die beabsichtigte Wirkung mit den einfachsten Mitteln zu erzielen. Nicht ganz ersichtlich ist es mir, warum Obrist sich hierbei der Anwendung von Malerei enthält; nicht nur die Japaner, sondern auch alle europäischen Kulturländer des Mittelalters und der Renaissance haben sich dieses Mittels zu ihrem größten Vortheil bedient. Was wir schwerer vermessen, sind lebhaftere Farbenwirkungen. Jedes einzelne Werk ist in sich sehr sorgsam, sehr fein, aber fast zaghaft getönt, in grau und braun gebrochen, ohne die Leuchtkraft, die gerade die Stickerie zu entfalten befähigt ist.

Obrist's Kunst ist nicht aus der Stickerie erwachsen und wird auch der gewerblichen Stickerie keine weittragenden Anregungen geben. Obrist's Kunst ist aber auch nicht an die Stickerie ge-

bunden; er hat sich dieser bisher bedient, aber er hat es als seine Absicht ausgesprochen, sich allen Techniken gleichmäßig zuzuwenden. Die hobelvolle Auffassung der Kunst, der sein gebildete Geschmack, die von der herkömmlichen Routine weit abliegende Erfindungsgabe, — dies macht ihn zu einer Erscheinung in der Kunstwelt, der man mit Hingebung folgen wird, wohin sie sich auch wendet.

Redactions-Post.

Antworten.

Leserinnen in Texas. — Sogenannte „Stall-Reunions“ sind von Mitgliedern der Krikokratie z. B. in Frankreich und Italien arrangirt worden. Unter diesen „Ställen“ dürfen Sie sich freilich keine gewöhnlichen Pferdehülle denken, sondern nur Räume von großer Pracht.



Bambusstuhl mit Stickerie.
Zu dem Artikel: Hermann Obrist.

lerinnen, wie bei uns Lucy du Bois-Reymond, die Möglichkeit bot, feinere Natur-Studien zu verwerthen.

Wer die Arbeiten von Obrist nur aus Berichten oder Abbildungen kennt, wird geneigt sein, sie dieser englischen Gruppe anzuschließen. Zweifellos haben sie viele Berührungspunkte, aber im Grunde sind sie doch sehr verschieden. Die Art school hat die ausgesprochene Absicht, die Stickerie zu einer leicht handhabbaren Verwendung von Natur-Studien handwerksmäßig zu erziehen; Obrist hat dagegen die Absicht, Kunstwerke zu schaffen, von denen jedes auf selbständiger Erfindung beruht, und sich die Technik so weit unterordnet, daß diese lediglich als Ausdrucksmittel in Betracht kommt.

Es erscheint verwunderlich, daß ein Künstler, und noch dazu ein Bildhauer, sich für die Darstellung seiner künstlerischen Ideen gerade die Stickerie aussucht. Wir haben es hier mit einer Erfindung zu thun, die in Frankreich bereits eine Fülle von Werken gezeitigt hat. Dort legen sich Künstler von Bedeutung darauf, aus Metall, Holz, Glas und vornehmlich aus glasirtem Thon Geräthe herzustellen, die irgend einen künstlerischen Einfall formaler, oder noch öfter coloristischer Natur festhalten. Solch ein Topf ist primitiv in der Form, fast roh in der Wache, aber er hat ein Farbenpiel von Grün zu Roth, oder von Schwarz zu Weiß, oder die phantastische Form einer Wunderblume, oder eines märchenhaften Thieres, — kurz, irgend ein absonderliches Etwas, das die Malerei oder die Marmor-Plastik nicht hergibt, das der moderne Franzose aber durchaus als



Tafel mit Libellen als Füllung in einer Schrankthür.
Zu dem Artikel: Hermann Obrist.